

Disco-Fieber

Was bleibt

Verkehrserziehung in der Schule? Theorieunterricht in der Fahrschule? Oft ist das wenig mitreißend. Natürlich nimmt man teil – weil man muss, und weil das Wissen wichtig ist für die Sicherheit im Straßenverkehr.

Um Sicherheit im Straßenverkehr geht es auch bei Disco-Fieber. Aber es geht nicht nur darum. Unsere etwas andere Aktion für mehr Verantwortung im Straßenverkehr entstand, weil Freundinnen und Freunde, Eltern, Lehrer und nicht zuletzt die Einsatzkräfte von Feuerwehr, Polizei, Sanitätern und Notfallseelsorge es nicht hinnehmen wollen, dass immer wieder junge Menschen ihr Leben bei Unfällen verlieren, die vermeidbar gewesen wären. Unsere gemeinsame Botschaft ist:

Übernimm Verantwortung für dich und andere.

Wir brauchen dich auch morgen!

Das Disco-Fieber-Team

am Bayerischen Zentrum für Prävention und Gesundheitsförderung

www.disco-fieber.de

Meine Geschichte

Michael Feller

David reichte mir die Ahoi-Brause und den Wodka. Hat ganz schön geknallt-benommen nahm ich immer mehr wahr, dass ich im Zimmer eines Krankenhauses war. Ich erkannte die Stimme von meinen Eltern und die eines sehr guten Freundes.

Etwa 10 Tage lagen zwischen beiden Erinnerungen. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich noch nicht wirklich begriffen, was passiert war. Mir wurde mehrmals erklärt, dass ich einen schweren Auto-Unfall hätte und jetzt auf der Intensiv-Station der Uni-Klinik läge. Dennoch fiel es mir schwer, meine Situation zu begreifen. Nach weiteren vier Tagen wurde ich in eine Rehaklinik am Bodensee verlegt.

Mitbekommen habe ich das alles nur bruchstückhaft. Denken war anstrengend und mein Gehirn brauchte viel Ruhe. Nach der Party mit Wodka- Brause- Shots hatte ich bei einer Freundin geschlafen, von wo aus ich am nächsten Morgen nach Hause fahren wollte. Ich hatte zwar am Vorabend einiges getrunken, aber dachte mir wohl, dass der Alkohol abgebaut ist oder ich trotzdem gut genug fahren kann. Eigentlich erinnere ich mich an den Tag überhaupt nicht.

Anhand von Bremsspuren auf der Straße und Zeugenaussagen konnte der Unfallhergang leicht rekonstruiert werden: Ich kam rechts nach neben die Fahrbahn ab und schlug das Lenkrad nach links ein. So schleuderte mein Auto auf die Gegenfahrbahn, wo ein entgegenkommendes Auto nicht mehr rechtzeitig ausweichen konnte. Die Beifahrerseite meines Wagens wurde frontal getroffen. Mein Auto überschlug sich und kam im Straßengraben zum Stillstand. Der Person im entgegenkommenden Auto ist zum Glück nichts Ernstes passiert und auch dass ich alleine im Auto saß, war ein sehr glückliche Umstand.

Ich hatte ein schweres Schädel-Hirn-Trauma und äußerlich ein paar kleine Schnittwunden und Abschürfungen. Von einer Sekunde auf die nächste änderte sich mein Leben grundlegend und ich war mit Dingen konfrontiert, über die ich mir vorher nie Gedanken machte. Ich konnte anfangs nur liegen, nicht stehen und gehen und hatte weitere Einschränkungen. **Fast ein Jahr war ich in der Rehaklinik und setzte alles daran, wieder in den Alltag zu finden.** Es war eine besondere und anspruchsvolle Zeit. Unter der Woche hatte ich Therapien (Ergotherapie, Krankengymnastik, Logopädie), außerdem war ich vormittags im Schulunterricht in der angegliederten Schule, um mich auf die Zeit nach der Klinik und meine weitere Schullaufbahn vorzubereiten.

Die Therapien unterstützten mich dabei, Bewegungen wieder zu „lernen“ und auch mit anderen Einschränkungen umgehen zu lernen. Mittlerweile kann ich vieles wieder, wenn auch anders als vor dem Unfall. Seit dem Unfall kann ich Sport nicht mehr so treiben, wie ich ihn davor ausgeübt habe, da ich Schwierigkeiten mit meiner Motorik habe.

Abgesehen von diesen körperlichen Folgen hatte der Unfall aber auch andere Auswirkungen. Zu den meisten Freunden von „früher“ habe ich wenig bis gar keinen Kontakt mehr. Ich hatte immer weniger mit ihnen zu tun, Unmittelbar nach dem Ereignis besuchten mich noch viele Bekannte im Krankenhaus und in der Reha. Mit der Zeit hat sich das jedoch verlaufen. Über die Gründe kann ich nur spekulieren.

Schön ist aber, dass andere Freundschaften stärker wurden und ich auch Freunde in der Rehaklinik kennengelernt habe. Mit einigen habe ich bis heute regelmäßigen Kontakt. Meine Eltern und Geschwister standen die ganze Zeit hinter mir und ich lernte dies mehr denn je zu schätzen. Der Unfall und die Zeit am Bodensee brachten viele Veränderungen, auch in mir veränderte sich viel. Ich merkte, dass ich anderen Menschen Unterstützung geben konnte und wollte. Die Zeit in der Reha prägte mich, auch im Hinblick auf meinen weiteren Lebensweg: Ich wollte „Soziale Arbeit“ studieren. Mit einem festen Ziel vor Augen konnte ich nach der Zeit in der Rehaklinik wieder an meine alte Schule, die mich gerne

aufnahm. Während meiner weiteren Schulzeit hatte ich Anspruch auf verschiedene Nachteilsausgleiche und besondere Prüfungsbedingungen, die vor allem auf meine verlangsamte Motorik zurückgingen: Ich bekam während der Klassenarbeiten mehr Zeit zur Verfügung und konnte zum Schreiben von Texten einen Laptop in der Schule verwenden. Nach zweieinhalb Jahren habe ich schließlich meine Abi- Prüfung geschrieben und bestanden.

Mittlerweile bin ich 25 Jahre alt und mit meinem Studium fast fertig. Nebenbei mache ich auch die verschiedenen Therapien weiter.

Der Autounfall und seine Folgen haben meine Sichtweisen auf Vieles beeinflusst. Ich würde sagen, dass ich reflektierter wurde und das Leben anders zu schätzen weiß, als ich es früher getan habe. Mittlerweile liegt der Unfall etwa sieben Jahre zurück. In diesen Jahren machte ich gute wie schlechte Erfahrungen, die mich zu der Person machten, die ich heute bin.

Eine einzige Sekunde

Andi Höhne

Es war die Nacht von 25. auf den 26. September.

Ich kam mit einem Freund vom Oktoberfest.

Ich war müde und ich schlief auf dem Beifahrersitz.

Ich musste mir keine Sorgen machen, denn mein Kumpel hatte nichts getrunken.

Was in dieser Nacht passierte, weiß ich nur aus Erzählungen.

Mein Kumpel muss am Steuer eingeschlafen sein.

Der Wagen prallte gegen einen Laternenmast.

Obwohl ich angeschnallt war, wurde ich nach vorne geschleudert.

Ich erwachte erst im Krankenhaus.

Der Arzt dort machte keine langen Umschweife.

„Das mit dem Gehen wird nichts mehr“,

waren seine Worte, die ich nie vergessen werde.

Diagnose: Querschnittslähmung.

Es begann mein zweites Leben.

Sechs Monate lag ich im Krankenhaus.

Der Job, Sport, alles war plötzlich weg.

Ich saß nun im Rollstuhl.

Ich brauchte Hilfe für Dinge, über die ich früher nicht nachgedacht hatte. In der Wohnung konnte ich nicht bleiben, weil sie nicht rollstuhlgerecht umzubauen war.

Seit jener Nacht ist nichts mehr wie es einmal war.

Warum, Mama?

Ich ging zu einer Party, Mama, ich erinnerte mich, was du sagtest. Du hattest mich ermahnt, nichts zu trinken, Mama, also trank ich stattdessen Soda.

Ich fühlte mich richtig stolz, Mama, so wie du es mir vorausgesagt hattest. Ich habe nichts getrunken, damit ich später fahren könne, Mama, obwohl die anderen meinten, es sei nichts dabei.

Ich weiß, ich tat das Richtige, Mama, ich weiß, dass du immer Recht hast. Nun ist die Party zu Ende, Mama, und alle fahren sie fort.

Als ich in den Wagen stieg, Mama, wusste ich, ich würde rasch nach Hause fahren, wie du mich erzogen hast, verantwortungsbewusst und zuverlässig.

Ich fuhr also los, Mama, aber als ich auf die Straße auffuhr, sah mich der andere Wagen nicht, Mama, er überfuhr mich einfach.

Als ich auf dem Asphalt lag, Mama, hörte ich den Polizisten sagen, dass der andere Typ getrunken hatte, Mama, und ich muss bin ich es, die bezahlen wird.

Ich liege hier sterbend, Mama, ich wünschte du wärst bald hier. Wie konnte das passieren, Mama? Mein Leben zerplatzte wie ein Ballon.

Überall um mich herum ist Blut, Mama, und das meiste davon ist meins. Ich höre den Arzt sagen, Mama, ich werde bald sterben.

Ich wollte dir nur sagen, Mama, ich schwöre, ich hab nichts getrunken. Es waren die anderen, Mama. Die anderen haben nicht nachgedacht.

Er war wohl auf derselben Party wie ich, Mama. Der einzige Unterschied ist, er hat was getrunken und ich werde sterben.

Warum betrinken sich die Leute, Mama? Es kann ihr ganzes Leben zerstören. Jetzt hab ich schreckliche Schmerzen. Es sticht wie ein Messer.

Der Typ, der mich anfuhr, der geht, Mama, und ich denke, das ist nicht fair. Ich liege hier im Sterben und alles, was er kann, ist zu starren.

Sag meinem Bruder, er soll nicht weinen, Mama. Sag Papa, er soll tapfer sein. Und wenn ich im Himmel bin, Mama, schreibt „Papas Mädchen“ auf meinen Grabstein.

Jemand hätte es ihm sagen sollen, Mama, mit Alkohol nicht Auto zu fahren. Wenn sie es ihm nur gesagt hätten, Mama, wäre ich noch am Leben.

Mein Atem wird kürzer, Mama. Ich habe solche Angst. Bitte weine nicht um mich, Mama. Du warst immer da, wenn ich dich gebraucht habe.

Ich hab nur noch eine letzte Frage, Mama, bevor ich mich verabschiede. Ich bin nicht betrunken gefahren, warum bin ich diejenige, die stirbt?

Diese Geschichte beruht wohl auf einer wahren Begebenheit. Sie war an einer amerikanischen High School im Umlauf, nachdem dort zwei Studenten bei einem Autounfall ums Leben gekommen waren, verbunden mit folgender Bitte:

„Jemand hat sich die Mühe gemacht, dieses Gedicht zu schreiben. Gib es bitte an so viele Menschen wie möglich weiter. Wir wollen versuchen, es auf der ganzen Welt zu verbreiten, damit die Menschen endlich begreifen, worum es geht.“

Das Gedicht ist auf zahlreichen Websites unter verschiedenen Titeln zu finden, etwa „Why?“, „Death of an Innocent“, „Mom“ und „Someone should have taught him“, neben Englisch auch in Französisch, Deutsch, Portugiesisch und Spanisch. www.nobac.org verzeichnet mehr als 150 Quellen.

Die letzte Sekunde

Im folgenden Text handelt es sich um einen rekonstruierten Countdown vor einem Unfall. Du hast vergessen dich anzuschnallen und prallst mit Tempo 80 – ohne Airbag – frontal gegen einen Baum. Die letzte Sekunde verläuft folgendermaßen:

- 1,0 Sekunden: Die Bremsen haben blockiert. Du bist starr vor Schreck. Es gibt kein Ausweichen mehr.
- 0,9 Sekunden: Mit weißen Knöcheln umklammerst du das Lenkrad.
- 0,8 Sekunden: Die vordere Stoßstange und der Kühlergrill werden zermalmt.
- 0,6 Sekunden: Mit 80 km/h rast dein Körper nach vorne. Du wiegst jetzt mehr als drei Tonnen und wirst mit 20-facher Schwerkraft aus dem Sitz gehoben. Deine Beine brechen am Kniegelenk.
- 0,5 Sekunden: Dein Körper löst sich aus dem Sitz. Der Rumpf ist starr aufgerichtet, die gebrochenen Kniegelenke werden gegen das Armaturenbrett gepresst. Umhüllung und Stahlfassung des Lenkrades biegen sich unter deinen Händen.
- 0,4 Sekunden: 60 Zentimeter des Autobugs sind total deformiert. Dein Körper rast weiter mit 80 km/h; fast eine halbe Tonne schwer, stößt in das Hindernis.
- 0,3 Sekunden: Deine Hände, in Todesangst starr verkrallt, biegen das Lenkrad fast vertikal, die Gelenke und Unterarme brechen. Durch die andauernde Schwerkraft wirst du von der Lenksäule durchbohrt, Stahlsplitter dringen in den Brustkorb, reißen Löcher in die Lunge und zerfetzen die inneren Arterien. Blut dringt in die Lungenflügel.
- 0,2 Sekunden: Deine Füße werden aus den Schuhen gerissen, das Bremspedal bricht ab, das Fahrgestell knickt in der Mitte ein, Bolzen lösen sich, Schrauben reißen ab. Dein Kopf kracht gegen die Windschutzscheibe. Du hast nicht einmal mehr die Zeit, zu schreien.
- 0,1 Sekunden: Das Auto krümmt sich, die Sitze haben sich aus der Verankerung gelöst, schnellen nach vorn und pressen deinen Brustkorb gegen die gesplitterte Lenkradsäule. Blut schießt aus deinem Mund. Durch den Schock bleibt dein Herz stehen.
- 0,0 Sekunden: Du lebst nicht mehr.

Gespentisch, unwirklich, beängstigend

Ein Feuerwehrmann beschreibt einen Unfalleinsatz

Manfred Irrenhauser-Kress

Es war ein Tag wie jeder andere. Um fünf von der Arbeit nach Hause, Abendessen, mit den Kindern die Hausaufgabe durchgeschaut und dann noch etwas vor die Glotze. Zu spät sollte es nicht werden, weil am nächsten Morgen wieder ein anstrengender Arbeitstag wartet. Um elf geht's dann, gedanklich schon wieder im Büro, in die Falle. Es ist ein Uhr morgens, als ich aus dem Schlaf gerissen werde. Das unerbittliche Geräusch des Alarmweckers lässt mich in Sekundenbruchteilen auffahren und hellwach werden.

Der die Stille der Nacht durchdringende Ton des Alarmweckers wirkt nicht wie das ruhige Pfeifen des normalen Weckers, sondern hat etwas Beängstigendes an sich. Etwas, das einen erschrecken lässt. Schon bin ich aufgesprungen und stehe neben dem Bett. Schlaftrunken und doch schon hellwach schlüpfte ich in die immer neben dem Bett bereit liegenden Socken und versuche den Trainingsanzug über den Schlafanzug zu ziehen. Gleichzeitig bemühe ich mich, die vom diensthabenden Polizisten auf das Alarmierungsband gesprochene Durchsage zu verstehen:

„Schwerer Verkehrsunfall auf der B 300 Richtung Augsburg, mehrere Personen eingeklemmt“

Eine Durchsage, die in ihrer Art vielen vorangegangenen gleicht und trotzdem nie zur Gewohnheit wird. Sie sorgt dafür, dass der ohnehin schon erhöhte Adrenalin Spiegel noch zusätzlichen Nachschub bekommt.

Während meine durch den Alarm ebenfalls wach gewordene Ehefrau noch im Halbschlaf versucht, gleich das Garagentor zu öffnen, greife ich den Autoschlüssel und laufe ins Freie. Ein kurzer Blick, Gott sei Dank, das Auto meiner ältesten Tochter steht neben der Garage.

Es ist saukalt. Das Auto wird gestartet und schon bin ich auf dem Weg ins Feuerwehrhaus. Jetzt heißt es: Vorsicht. Ist die Straße glatt? Wo, sagte gleich noch mal das Tonband, war der Verkehrsunfall? Ach ja, B 300 Richtung Augsburg. Neben der Konzentration auf das Autofahren kommen die ersten Gedanken an das Unfallgeschehen. Was könnte passiert sein? Was erwartet mich am Unfallort? Unfallbilder aus früheren Zeiten huschen vorüber. Aber auch dieser Gedanke: Hoffentlich ist es nur ein Fehlalarm. Oder vielleicht ist es doch nur ein harmloser Unfall und die Eingeklemmten sind bereits geborgen, wenn wir an den Unfallort kommen. Es bleibt nicht viel Zeit für Gedanken. Ich fahre schneller als im normalen Verkehr.

Am Feuerwehrhaus sind es mehrere Feuerwehrleute, die fast gleichzeitig ankommen. Jetzt heißt es: Schnell in die Einsatzkleidung und rein ins Feuerwehrauto. Neben mir huschen andere Feuerwehrkameraden im Laufschrift vorbei. Man nimmt kurz wahr, dass die auch nur mit Trainingsanzügen oder sonst irgendwie notdürftig bekleidet sind. Dann der Blick: Welches Auto ist frei? Bei einem Verkehrsunfall rückt als erstes der Rüstwagen aus. Ich sehe, dass dort noch ein Platz frei ist, nehme meinen Schutzanzug und klettere auf die Beifahrerseite. Der Fahrer vergewissert sich noch einmal: „B 300 Richtung Augsburg?“ Ich bestätige und los geht's. Die Blaulichter sind eingeschaltet. Auch jetzt gilt es für den Fahrzeugführer vorsichtig zu sein. Während weitere Feuerwehrleute im Hof des Feuerwehrhauses ankommen, andere bereits in die Hallen laufen, muss er das große Feuerwehrfahrzeug zwischen den vorbeihuschenden Gestalten und den einfahrenden Privatautos hindurch manövrieren. Auf einen Außenstehenden muss dies alles wie das totale Chaos wirken. Es ist einfach alles zu eng. Doch der Routine der Feuerwehrleute ist es zu verdanken, dass nichts passiert. Jeder Schritt, jede Bewegung ist hundertmal geübt und funktioniert im Schlaf. Während ich versuche im engen Führerhaus des LKW die Einsatzkleidung anzuziehen und dabei dem neben mir sitzenden Feuerwehrmann immer

wieder in die Quere komme, geht die Fahrt durch die Stadt. Über den Kreisverkehr zur großen Kreuzung; die Ampel ist natürlich wieder einmal rot. Und obwohl es mitten in der Nacht ist, muss beim Überqueren der Kreuzung das Martinshorn eingeschaltet werden.

Bis wir auf der Bundesstraße sind, ist es mir endlich gelungen, meine Einsatzkleidung einigermaßen anzuziehen. Jetzt noch schnell die AIDS-Handschuhe übergestülpt und schon gleitet der Blick hinaus. Ich versuche in der Ferne den Unfallort zu erkennen.

Bisher Fehlanzeige. Da der Rüstwagen nur mit einer so genannten Truppbesatzung – das sind der Fahrer und zwei weitere Feuerwehrleute – besetzt ist, muss am Unfallort jeder Handgriff sitzen. Als ranghöchster Feuerwehrmann im Fahrzeug teile ich, soweit dies vorab überhaupt möglich ist, ein, wer welche Aufgaben am Einsatzort zu verrichten hat. Der Maschinist hat ohnehin seine feste Aufgabe. Nachdem wir das erste Feuerwehrfahrzeug sind, das ausgerückt ist, werde ich als erstes die Einsatzstelle erkunden. Mein zweiter Mann bekommt die Aufgabe, Rettungsschere und Spreizer bereitzulegen.

Jetzt ist wieder etwas Zeit. Im Kopf spiele ich mögliche Einsatzabläufe durch. Ich versuche, mich zu konzentrieren und meiner Nervosität Herr zu werden. Da werden auch schon in der Ferne die Blaulichter der Einsatzfahrzeuge von Polizei und BRK sichtbar. Die Anspannung ist auf dem Höhepunkt. Ich versuche bereits aus dem Fahrzeug heraus zu erkennen was passiert ist. Zwei Fahrzeuge stehen schwer demoliert mitten auf der Fahrbahn. Jetzt bleibt keine Zeit für weitere Gedanken. Während ich aus dem Feuerwehrfahrzeug klettere, halte ich bereits nach dem Einsatzleiter des Rettungsdienstes Ausschau.

Der Sanitäter ist über das Fahrzeug gebeugt und hält eine Infusionsflasche in den Händen. Während dieser den Verletzten versorgt, reichen einige kurze präzise Sätze des Rettungsdienstmannes aus, um mir einen Überblick über das Unfallgeschehen und die Verletzten zu verschaffen. Laut dem Einsatzleiter des BRK ist in einem Fahrzeug eine Person eingeklemmt. Im anderen sind mehrere Jugendliche eingequetscht, einer bewusstlos, die anderen höre ich schreien und weinen. Aber daran darf ich jetzt nicht denken. Ich muss mich auf die Arbeit konzentrieren. Zwischenzeitlich hat der Fahrer des Rüstwagens die großen Scheinwerfer hochgekurbelt und das Notstromaggregat in Betrieb genommen, so dass die gespenstische Szenerie taghell erleuchtet wird. Es ist laut, und doch hört man immer noch die Schmerzensschreie eines der jungen Mädchen, das wahrscheinlich vor Minuten noch in einer Diskothek fröhlich gefeiert hat.

Weitere Einsatzkräfte kommen am Unfallort an. Weitere Fahrzeuge mit Blaulichtern und dazwischen immer wieder Martinshörner. Unwirklich. Unheimlich. Zwischenzeitlich wird schwer gearbeitet. Alles, was in den unzähligen Übungen immer wieder geprobt wurde, gilt es nun umzusetzen. Während Notärzte und Sanitäter ihre Arbeit verrichten, müssen wir mit Schere, Spreizer und Rettungszylinder die verbeulten Autos auseinander nehmen und die Verletzten so vorsichtig wie möglich bergen.

Eine weitere Information des Rettungsdienstes: In wenigen Minuten kommt der Rettungshubschrauber. Es muss Platz für die Landung geschaffen und die Landestelle ausgeleuchtet werden. In der Ferne ist bereits das Dröhnen des Hubschraubers zu hören. Der Landescheinwerfer leuchtet durch den Nachthimmel. Der Hubschrauber kreist einmal über der Einsatzstelle und landet hinter der Einsatzstelle auf der Bundesstraße. Schmutzteile werden aufgewirbelt und kleine Steine fliegen durch die Luft. Wieder eine Szene, die ich schon oft miterlebt habe, die jedoch immer wieder erschreckt.

Gleichzeitig wird einem bewusst, welcher aufwändige Rettungsmechanismus in Betrieb gesetzt wurde, um Hilfe zu leisten. Ein Rad greift ins andere. Es wird alles Menschenmögliche für die Unfallopfer getan.

Schließlich sind die Verletzten aus den Fahrzeugen befreit. Jetzt ist für die Feuerwehr erst einmal eine Verschnaufpause angesagt. Der Einsatz geht mir wieder und wieder durch den Kopf. Es war eine schwierige Verletztenbergung. Ist alles optimal gelaufen? Ist es uns trotz aller Nervosität gelungen, präzise zu arbeiten? Gedanken an die Verletzten gehen mir durch den Kopf. Es hat sie schlimm erwischt. Erst jetzt habe ich Zeit, mich mit den Umständen des

Unfallgeschehens zu beschäftigen. Die Polizei stellt Personalien fest. Wer muss benachrichtigt werden? Natürlich die Eltern der Verletzten. Gedanken, die man immer wieder verdrängt: Was spielt sich bei den Angehörigen zu Hause ab, wenn die Unfallnachricht überbracht wird?

Man sucht das Gespräch mit den Feuerwehrkameraden. Während der Notarztwagen Richtung Krankenhaus abfährt, wird einer der Verletzten in den Hubschrauber verladen. Dazwischen Fragen an die Polizisten: „Weiß man schon woher die Unfallopfer sind? Wie alt sind sie?“ Es beruhigt, dass alle Unfallopfer in die Krankenhäuser abtransportiert werden und gut versorgt sind. Gewissheit, dass dort mehr für sie getan werden kann als an der Unfallstelle.

Es geht wieder zurück: Abrücken. Noch einmal wird über den Ablauf der Rettungsarbeiten gesprochen. Es herrscht eine merkwürdige Stimmung. Einerseits denkt man an die Unfallopfer, für die jetzt eine schwere Zeit bevorsteht. Auch wenn wenig Zeit war, hat man kurz in die Gesichter gesehen, hat sie leiden gespürt. Andererseits sind wir aber auch froh, dass unsere Arbeit so gut funktioniert hat. Na klar: Es ist schon ein gutes Gefühl, Menschen in Not geholfen zu haben.

Dann wird versucht, dass gerade Erlebte zu verdrängen. Normal. Menschlich. Einer erzählt einen Witz, die Anspannung fällt allmählich ab.

Mittlerweile ist es vier Uhr. Ich fahre nach Hause. Die Gedanken wandern wieder zum Unfall. Werden die Verletzten überleben? Hoffentlich. Zu Hause angekommen wäre eigentlich noch Zeit, wenigstens eine Stunde zu schlafen. Ich lege mich zwar ins Bett, aber es geht nicht. Ich kann nicht einschlafen. Diese Bilder, die Atmosphäre da draußen, die Schmerzensschreie, die Tränen – man kann das nicht einfach wegwischen.

Irgendwann klingelt der Wecker. Ich bin doch noch mal eingeschlafen. Gerädert und ein wenig schummrig fühle ich mich, als ich aufstehe. Im Lokalradio kommen die Nachrichten: Schwerer Verkehrsunfall auf der B 300 bei Schrobenehausen. Ein Toter und drei Schwerverletzte. Eines der Unfallopfer sei im Hubschrauber verstorben.

Ich bin sofort hellwach. Der Stolz auf das Geleistete weicht Ernüchterung. Zweifel. Hätte man noch schneller und noch genauer arbeiten können? Wäre es möglich gewesen, den Verletzten noch schneller zu befreien? Und ich weiß jetzt schon: Diese Fragen und die Erinnerungen an das Unfallgeschehen werden mich auch die nächsten Tage noch beschäftigen.

Abschied

Wie Eltern vom Tod ihres Kindes erfahren

Walter Last

Eine Woche Handy. Notfallseelsorgebereitschaft. 24 Stunden, rund um die Uhr. Samstag, morgens um vier, hochschrecken vom Bett, das Handy läutet. Die Rettungsleitstelle gibt nüchtern und sachlich durch: exakte Ortsangabe, Verkehrsunfall, ein Toter, 19 Jahre alt. Anziehen, schnell, aber nicht hastig, dann die konzentrierte Fahrt zum Unfallort. Von weitem das Blinken der Blaulichter. An der weiträumigen Absperrung winkt uns ein Feuerwehrmann durch. Das aufgesetzte Dachblinklicht weist uns aus. Die Unfallstelle ist hell erleuchtet.

Der Einsatzleiter informiert uns kurz. Er weist auf eine Abdeckplane am Straßenrand. Das Unfallopfer. Drei weitere Insassen und der Fahrer des anderen Wagens sind längst mit Sanka oder Hubschrauber ins Krankenhaus gebracht. Alkohol, überhöhte Geschwindigkeit, Überschätzen der eigenen Fahrkünste, mangelnde Fahrpraxis, oder einfach beschwingte Stimmung und mangelnde Konzentration. Wir wissen es nicht. Spielt auch im Augenblick keine Rolle. Sie waren zwischen zwei Discos unterwegs, die vier. Soviel erfahren wir. Der Entgegenkommende fuhr ahnungslos auf seiner Fahrbahnseite die leichte Rechtskurve hoch. Keine Chance, auszuweichen.

Inzwischen sind wir bei der Plane angekommen. Ich bücke mich, schlage das Tuch um. Ein Bild, das mich noch einige Nächte begleiten wird: ein schönes, blutverschmiertes, totes Gesicht. 19 Jahre alt, es könnte auch unser eigener sein.

Stille. Wir spüren die Augen der umherstehenden Rettungskräfte, Polizisten, Feuerwehr. Man schaut betroffen und erwartet ein Wort, ein Zeichen, eine Handlung. Wie viele mögen sie schon so gesehen haben? Und doch ist jeder Anblick eines Unfallopfers für sie jedes Mal wieder die Konfrontation mit einem Einzelschicksal, das ohnmächtig und tief betroffen macht. Uns auch. Da gibt es keine Routine, keinen fertigen Text, kein leeres Gerede. Und doch muss etwas getan werden. Wir hocken neben dem Gesicht des Jungen. Ich bete still und ohne Worte: „Gott, sei da!“ Dann doch ein fertiger Text, das Vaterunser. Leise, aber es hilft Umstehenden, mitzusprechen. Dann ein Segenswort: „... bei Gott sei geborgen!“ Ein Kreuzeszeichen auf die Stirn. Es kostet Überwindung. Ein letzter Blick, und ich decke das Gesicht wieder zu.

Es dauert noch eine Weile. Wir warten am Straßenrand. Totenwache. Nach und nach erfahren wir mehr. Ist alles nicht so wichtig. Nur, dass hier jemand tot liegt mit 19, dass andere verletzt sind – wer weiß, wie schwer – das ist wichtig.

Endlich kommt der Einsatzleiter der Polizei. Die zweite schwere Aufgabe liegt vor uns: An einer fremden Haustüre läuten und dort die schlimmste aller Nachrichten überbringen. Wir erfahren Straße und Hausnummer der Eltern, fahren hinter dem Polizeiwagen her. Es ist fünf, es dämmt schon. Kurze Absprache. Der Polizeibeamte drückt den Klingelknopf.

Nichts.

Noch einmal.

Dann: Licht, eine Tür.

„Wer ist da?“

„Die Polizei.“

Ein Blick trifft den Polizisten und uns.

Entsetzen.

Ein Vorname, ein Fragezeichen.

Wir nicken.

Eigentlich ist damit alles gesagt
und muss doch in ausgesprochene Worte gefasst werden:
„Ich muss Ihnen leider mitteilen,
dass Ihr Sohn bei einem Verkehrsunfall
vor zwei Stunden ums Leben kam.“

Alle Gedanken über ein langsames, sanftes Hinführen auf die bittere Wahrheit sind graue Theorie. Die Seele erkennt viel schneller – und sie greift bei den Angehörigen zu Ritualen, die dem Selbstschutz dienen. Wir werden hereingebeten, stellen uns vor als Polizisten und Notfallseelsorger.

Schock und erste Fassung zugleich. Weinen ist noch nicht möglich. Immer wieder Kopfschütteln und „Nein“. Der Polizist schildert den Unfallhergang. Einmal, Zwischenfragen, zweimal und manches immer wieder nachgefragt. Ich habe großen Respekt vor der warmherzigen Sensibilität des Polizisten. Wir sind noch nicht dran.

„Wo ist er jetzt?“

„Der Bestatter hat ihn zum Friedhof gebracht.“

„Können wir ihn noch mal sehen?“ Hoffentlich kommt jetzt nicht die Antwort, die immer wieder Trauernde um die Kraft bringt, die aus dem Abschiednehmen wächst – Behalten Sie ihn so in Erinnerung, wie Sie ihn gekannt haben. Längst ist erwiesen, dass die Versagung dieser Bitte in Trauernden Phantasiebilder erzeugt, die schlimmer sind als Realität. Und wir sehen aus unserer Erfahrung, wie unendlich wichtig der Abschied ist, das Sehen, das Berühren, das Streicheln, das Weinen. Heilige Augenblicke, in denen kein Blut, kein Tod den Toten und die Lebenden zu trennen scheint.

Als ob er meine Gedanken gespürt hätte, blickt der Polizist zu uns herüber.

„Ja, selbstverständlich“, antworte ich. Da löst sich endlich die Starrheit. Die Mutter beginnt zu weinen. Und ich spüre wie gut es ist, zu zweit zu sein. Meine Frau nimmt die Mutter sachte in den Arm und lässt sie an sich gelehnt einfach weiter weinen.

Der Vater will zur Unfallstelle fahren.

„Nein, bitte bleib da!“ So wird noch einmal alles in Einzelheiten berichtet und beantwortet. Für die Eltern muss langsam ein Bild aufgebaut werden.

„Ich hab ihm doch gesagt ...“, sagt die Mutter.
„Mach Dir keine Vorwürfe“, tröstet er.

Dann Augenblicke des Schweigens. Man spürt, wie die Seele um das Geschehen wie auf einem Radarschirm kreist.

Der Polizeibeamte bietet weitere Hilfe und Begleitung an und verabschiedet sich. Ich bin ihm dankbar für die souveräne Ruhe, die er ausstrahlt hat. Wir bleiben.

„Warum, Herr Pfarrer, warum?“

„Ich weiß es nicht.“ Ich weiß es wirklich nicht. Gottes Wille war es in meinem Glauben jedenfalls nicht, auch nicht so etwas wie sein geheimer, unerforschlicher Ratschluss. Notfallseelsorge heißt nicht, einen unmenschlichen Dämon aus dem Koffer zu ziehen, der sich ein Menschenopfer ausgesucht habe. Warum aber dann? Ich weiß es nicht. Niemand weiß es. Nicht wissen ist hart, aber jede drauflos gesagte Antwort wäre viel schlimmer. Übrigens auch eine angeblich fromme, die meint, über Gottes Willen Bescheid zu wissen.

Und außerdem würde auch die richtigste Antwort nicht ungeschehen machen, was geschehen ist. Das alles denke ich nur, ich sage es nicht. Dafür ist jetzt kein Platz.

Denn jetzt wagt die Seele der Eltern den nächsten Schritt. Sie beginnen zu erzählen. Kurze Episoden, ja, es wird auch manchmal gelacht: „Weißt Du noch ...?“, um sogleich umso aussichtsloser den Abbruch dieses Lebens wahrzunehmen. Die Kunst zuzuhören ist von uns gefordert.

Und Fragen zu beantworten, von unseren Eindrücken an der Unfallstelle. Es ist unglaublich, wie mein Bericht von der Segnung eine hörbare Sehnsucht zu erfüllen scheint. Aufatmen. Wenigstens gesegnet.

Es ist Morgen geworden. Eine Tasse Kaffee.

Wie geht es weiter? Ein Telefonat mit dem Bestatter. Um 10 Uhr.

„Sollen wir Sie begleiten?“

„Ja, bitte.“

Erste Gedanken, was alles geregelt werden muss. Das ist wieder so eine gnädige Selbstschutzbrücke, die da die Seele errichtet, um nicht gänzlich abzustürzen.

Wir verabschieden uns. Ein warmer, fester Händedruck mündet in einer spontanen Umarmung, die noch einmal Tränen ermöglicht.

Um 10 Uhr sind wir wieder gefordert. Angstvolle Blicke erwarten uns. Der Deckel des Zinnsarges ist abgenommen. Gott sei Dank wurde nichts verschönt oder verharmlost. Lange Augenblicke des Schweigens.

Das Wagnis der Berührung.

Ich ahne einen leichten Schauer von Kälte. Die Liebe siegt. Behutsames Streicheln, sanft legt die Mutter eine Strähne zurecht. Ein gehauchter Kuss. Und wieder die Gnade der Tränen.

„Er sieht friedlich aus.“ Dieser Trost wäre anders nicht erfahrbar gewesen. Ein fragender Blick zu uns. Ich bete. Aber was? Welche Worte? Stille mit gefalteten Händen, Vaterunser und alter Worte. Hier passen sie: „Wenn ich auch gleich nichts fühle von deiner Macht, du führst mich doch zum Ziele auch durch die Nacht. So nimm denn meine Hände und führe mich ...“ Ein Kreuzeszeichen und ein Segenswort. Dann gehen wir beide hinaus und respektieren die Intimität des Abschiednehmens der Eltern von ihrem Kind. Wir selbst nehmen uns einen Augenblick in den Arm und schöpfen Kraft aneinander.

Abschied nun, der auch uns nicht leicht fällt. Akzeptieren, dass die erste Hilfe für die Seele nun geleistet ist. Die weitere Begleitung darf nicht mehr unsere Sache sein. Der Ortspfarrer wird sie übernehmen.

Wenn es möglich ist, werden wir uns bei der Beerdigung noch einmal in die Augen sehen und die Hände drücken.

Tod im Nebel

Wie ein Rettungssanitäter mit einem Notfalleinsatz umgeht

Hans Menzinger

Es ist Samstag,

- 22.30 Uhr Der 21-jährige Thomas L. ist mit seinem Audi unterwegs von einer Party zu einer Disco, wo er sich mit Freunden verabredet hat. Die Straße ist zu diesem Zeitpunkt nass und es herrscht dichter Nebel. Kurz hinter einer Ortschaft in einer leichten Linkskurve verliert Thomas die Kontrolle über seinen Wagen. Er schleudert quer über die Fahrbahn und prallt mit der Fahrertür gegen einen Baum. Das Fahrzeug wird förmlich um den Baum gewickelt. Thomas wird eingeklemmt und erleidet schwerste Verletzungen des Kopfes und des Brustkorbs, sowie Bauch- und Beckenverletzungen. Unfallursache: überhöhte Geschwindigkeit sowie Alkohol. Er wird seine Freunde nicht mehr wiedersehen.
- 22.34 Uhr Ein Anruf geht bei der Rettungsleitstelle Ingolstadt ein, wonach sich auf der Kreisstraße nach X ein Verkehrsunfall ereignet habe. Einzelheiten seien jedoch nicht bekannt.
- 22.35 Uhr Die Rettungsleitstelle alarmiert über Funkmeldeempfänger die zuständige Rettungswache in Schrobenhausen, wo ich zu diesem Zeitpunkt mit einem weiteren Kollegen und einer ehrenamtlichen Kollegin Dienst habe. Wir ziehen unsere Einsatzjacken an und eilen zu unserem Rettungswagen, wo wir 27 über Funk genaue Angaben zum Unfallort erhalten. Auf dem Weg zur Unfallstelle fahren wir durch ein langes Waldstück, das mir bei diesem Nebel noch länger erscheint als sonst. Der grelle Schein der Blaulichter wird vom Nebel reflektiert und schmerzt fast in den Augen. Was mag uns an der Einsatzstelle erwarten? Im nächsten Ort biegen wir rechts ab, dann noch mal rechts und wieder geradeaus. Wir schweigen. Plötzlich Lichter im Nebel. Vor uns hat sich schon ein kleiner Stau gebildet. Schaulustige stehen auf der Straße und versperren uns fast den Weg. Unbehagen macht sich in meinem Magen breit. Dann – der Unfallwagen.
- 22.46 Uhr „Rotkreuz 1334 am Einsatz!“ meldet sich mein Kollege Holger über Funk bei der Leitstelle. „1334 am Einsatz“, bestätigt die andere Stimme am Funk. Wir setzen unsere Helme auf, holen unser Equipment und laufen zu dem verunglückten Fahrzeug. Der Wagen ist seitlich mit der Fahrertür gegen den Baum gekracht, wodurch der Baum fast bis zur Hälfte in den Audi eingedrungen ist. Der Fahrer wurde durch den Baum bis auf den Beifahrersitz geschoben. Seine Beine wurden eingeklemmt und er blutet aus Nase, Mund und Ohren.
- Während ich Atmung, Bewusstsein und Kreislauf kontrolliere, fordert Holger über Funk bei der Rettungsleitstelle noch einen Notarzt sowie die Feuerwehr zur technischen Rettung des Verunglückten nach.
- Der Verletzte ist nicht ansprechbar und seine Atmung nur schwach. Deshalb ist es notwendig, dem Patienten Maske und Beatmungsbeutel anzulegen. Sandra, unsere ehrenamtliche Helferin,

schließt in der Zwischenzeit das Reservoir des Beatmungsbeutels an eine Sauerstoffflasche an und bereitet eine Infusion vor. Holger kommt von unserem RTW zurück, er hat Stifnecs zur Stabilisierung der Halswirbelsäule mitgebracht. Während Holger und Sandra dem Patienten die Halskrause anlegen, versuche ich in der Enge des total zerstörten Wagens mit dem Beatmungsbeutel klar zu kommen. Tausendmal geübte Handgriffe. Es riecht nach Benzin und Motorenöl. Überall Glassplitter und scharfe Blechteile. Holger klettert zu mir in den Wagen und übernimmt die Beatmung. Ich suche im Halbdunkeln, mit der Pupillenleuchte im Mund, nach einer Armvene und lege dem Patienten eine Infusion. Zwischenzeitlich hat Sandra das EKG-Gerät sowie ein Pulsoxymeter an den Patienten angeschlossen. Am Wagen steht noch ein Ersthelfer, der uns seine Hilfe anbietet. Ich bitte ihn, die Infusionsflasche zu halten.

- 22.57 Uhr Nacheinander treffen Notarzt und Feuerwehr an der Unglücksstelle ein. Ich erzähle dem Notarzt wie wir den Verletzten vorgefunden haben. Er entschließt sich daraufhin, den Patienten sofort zu intubieren. Der Lärm der Feuerwehrfahrzeuge und des Stromaggregats ist inzwischen so laut, dass man schreien muss, um miteinander zu kommunizieren. Der Notarzt intubiert den Verletzten, legt eine zweite Infusion und verabreicht dem Patienten Adrenalin um den Kreislauf zu stabilisieren.
- 23.05 Uhr Wir besprechen mit dem Einsatzleiter der Feuerwehr die weitere Vorgehensweise bei der Rettung des Verunglückten. Die Rettungsspreizer werden angesetzt. Blech knirscht – wir schützen den Verunglückten mit einer Wolldecke vor Glassplittern. Während die Feuerwehr mit schwerem Rettungsgerät arbeitet, habe ich kurz Zeit, in die Runde zu schauen. Die vielen Blaulichter spiegeln sich im Nebel und tauchen die Szenerie in ein gespenstisches Licht. Jetzt wird die Lenksäule durchtrennt.
- 23.25 Uhr Die Beine des Patienten sind endlich frei. Zusammen mit zwei Feuerwehrmännern ziehen wir ihn über den Beifahrersitz aus dem Wrack und legen ihn behutsam auf die bereits vorbereitete Krankentrage mit Vakuummatratze und bringen ihn in den Rettungswagen.
- 23.32 Uhr Das EKG zeigt nur noch schwache elektromechanische Aktionen des Herzens ohne Auswurfleistung. Eine sofort eingeleitete Reanimation bleibt ohne Erfolg.
- 00.10 Uhr Thomas L. ist tot. Er wurde 21 Jahre alt.
- 00.30 Uhr Wir notieren die Personalien des Verstorbenen und warten auf den Bestatter, der inzwischen von der Polizei verständigt wurde.
- 00.50 Uhr Schweigend legen wir Thomas in die Kunststoffwanne des Leichenwagens. Wir fahren zurück zur Rettungswache. Während wir unseren Rettungswagen putzen und für den nächsten Einsatz vorbereiten, wissen wir, dass in diesen Minuten die Polizei zu den Eltern des Verunglückten unterwegs ist, um ihnen die traurige Nachricht zu überbringen. Obwohl es schon spät ist, besprechen wir noch den Einsatzablauf, nachdem wir unser Fahrzeug „einsatzklar“ haben. Holger erzählt mir, er kenne den Verstorbenen, hätte ihn aber

während des Einsatzes nicht erkannt. Erst als er die Personalien aufschrieb, sei ihm bewusst geworden, um wen es sich handle. Sandra ist noch etwas blass um die Nase, für sie war es der erste Verkehrstote. Für mich war es der zweite junge Mensch in diesem Monat, der bei einem Verkehrsunfall starb. Wir sitzen in dieser Nacht noch lange zusammen und reden über unsere Eindrücke und Gefühle während des Einsatzes und über frühere Einsätze, bei denen wir nicht mehr helfen konnten. Auch nach acht Jahren Tätigkeit im Rettungsdienst ist es für mich nicht leicht, solche Erlebnisse zu verarbeiten. Verdrängen oder gar vergessen kann und soll man diese Einsätze nicht. Man kann nur mit Kollegen darüber reden, denn zu wissen, dass es anderen genauso geht, gibt einem die Kraft weiterzumachen.

An Schlaf ist nicht zu denken

Auch ein Polizeibeamter steckt nicht alles weg

Franz Merkl

Diesen Tag werde ich nie vergessen! Es war ein Sonntag im Mai, ein herrlicher sonniger Tag und noch dazu Muttertag. Eigentlich ideal, um mit Freunden etwas Interessantes zu unternehmen. Ich hatte an diesem Sonntag allerdings Dienst. Um 19 Uhr begann die Nachtschicht, die erst am nächsten Morgen um 7 Uhr zu Ende gehen sollte. Zusammen mit einem Kollegen übernahm ich gleich die erste Streife und war gerade im Stadtgebiet unterwegs, als uns über Funk die folgende Mitteilung erreichte: „Schwerer Verkehrsunfall, vermutlich mit Toten, auf der Staatsstraße 2045. Feuerwehr und Rotes Kreuz verständigt!“

Was in Anbetracht dieser Mitteilung in einem abläuft, ist kaum zu beschreiben. Schon allein die Anfahrt zum Unfallort ist Stress pur. Sicherlich hat man Blaulicht und Martinshorn, das einem das ungehinderte, schnelle Durchfahren erleichtert. Aber der Gedanke an das Bevorstehende lässt einem schon die Knie zittern.

Vorbei an verblüfft dreinblickenden Passanten geht die Fahrt stadtauswärts. An der Ampelanlage muss der Streifenwagen fast bis zum Stillstand abgebremst werden. Auch mit dem Sonderrecht, das mit Blaulicht und dem ohrenbetäubenden Lärm des Martinshorns den anderen Verkehrsteilnehmern angezeigt wird, kann man bei Rotlicht nicht so ohne weiteres durchfahren. Und bei all dem Stress immer wieder der Gedanke: „Wie sieht es am Unfallort aus? Was erwartet mich da?“

Von weitem war es schon zu sehen: die Lichter und Blinkleuchten der stehenden Autos am Rieder Berg – der Unfallort. „Schutter 17/4 am Unfallort an und außen“, höre ich meinen Kollegen das Funkgerät bedienen und suche mir mit unserem Audi eine Gasse zwischen den stehenden Fahrzeugen, um möglichst nah ran zu kommen. Raus aus dem Streifenwagen und hin zur Unfallstelle. Was wir jetzt sehen, ist beinahe unfassbar. Ein Auto, vermutlich ein großer Ford, war gegen einen Baum geknallt und wurde dabei dermaßen deformiert, dass nur noch ein Blechknäuel zu sehen ist. Rund herum liegen verstreut menschliche Körper – regungslos. Lebt noch jemand? Ja. Auf der Fahrbahn, unmittelbar vor dem Auto ein Mädchen, schreiend vor Schmerzen. Es fällt mir schwer, mich nur auf meine Aufgabe zu konzentrieren.

Erst als die Rettungskräfte eintreffen, werde ich etwas ruhiger. Versuche mich auf das Wesentliche zu konzentrieren. Weiß, dass ich in einem halben Jahr vor Gericht stehen und als Sachbearbeiter des Unfalles meine Aussage machen werde. Weiß auch, dass es wieder Rechtsanwälte geben wird, die verbissen nach Fehlern in der Unfallaufnahme suchen werden, um ihren Mandanten entlasten zu können.

Du musst das klären. Du musst herausfinden, wie das hier passiert ist, geht es mir laufend durch den Kopf.

Die Angehörigen treffen ein. Der Bruder eines der Opfer ist mit einem Auto angekommen, lässt es mitten auf der Fahrbahn stehen und rennt zum Unglücksort. Mittlerweile landet auch ein Rettungshubschrauber in einer Wiese neben der Fahrbahn.

Ein fürchterlicher Unfall an einem Maisonntag. Muttertag! Die Verständigung der Angehörigen hat ein älterer Kollege übernommen. Ich komme Montagmorgen todmüde von der Nachtschicht heim, lege mich ins Bett und kann nicht schlafen. Gedanklich habe ich immer noch den Anblick der Toten vor Augen. Sehe die Gesichter der Leichen – junge, sehr junge Gesichter. Unfassbar!

Dieser Unfall passierte am 16. Mai (1986) auf der Staatsstraße zwischen Pfaffenhofen und Schrobenhausen, am so genannten Rieder Berg. Damals waren sechs junge Leute in einem Ford Granada in Richtung Schrobenhausen unterwegs. Wegen überhöhter Geschwindigkeit

geriet der Fahrer in einer Linkskurve ins Schleudern, kam nach rechts von der Straße ab und prallte mit seinem Auto gegen einen Baum. Bei dem Aufprall wurden alle Insassen aus dem Fahrzeug geschleudert. Vier Jugendliche waren sofort tot. Ein Mädchen überlebte mit schweren Verletzungen. Der Fahrer, der von mir zunächst auch für tot gehalten wurde, konnte vom Arzt reanimiert werden und ist seitdem ein Pflegefall mit schwersten Behinderungen.

Wir waren auch nicht besser

Wie Eltern versuchen, mit dem Gefahrenpotenzial umzugehen

Josef Soier

Welchen Beitrag können Eltern leisten, um das Problem der schweren Unfälle nach Alkoholgenuss von Jugendlichen in den Griff zu bekommen? Wie geht es eigentlich einem Vater wie mir, der vier Kinder hat, die im heranwachsenden Alter sind beziehungsweise waren? Diese Frage habe ich mir immer wieder in Zusammenhang mit dem Problem gestellt – und diese Frage ist auch mir und vielen anderen Eltern von den Initiatoren der Disco-Fieber-Aktion gestellt worden.

Ja – wie ist es mir eigentlich gegangen und was habe ich gemacht? Ich erinnere mich sehr gut, als meine Kinder ihren Führerschein hatten und mit dem Auto abends unterwegs waren. Früh morgens, wenn die Kinder nach Hause kommen sollten, wurde ich wach, lag im Bett und wartete, bis das Auto vorfuhr und die Kinder im Haus waren. Ich hatte natürlich unseren Kindern – wie wohl alle Eltern – die Ermahnung mitgegeben: „Wenn du mit dem Auto unterwegs bist, bitte trinke nicht! – Wenn du fährst, bitte trinke nicht!“

Doch konnte ich da 100-prozentig sicher sein? Vielleicht sollten wir Eltern uns eine ganz wichtige Frage stellen:

Wie war das eigentlich, als wir jung waren? Was hatten wir gemacht? Ich erinnere mich dabei, dass auch ich von meinen Eltern diese Ermahnungen bekommen hatte. Doch wenn ich in der richtigen Stimmung war, dann habe ich dieses Verbot sofort vergessen und getan, was wohl sehr viele Jugendliche heute tun und auch damals getan haben. Wir haben halt ein paar Bierchen getrunken. Und sonst? Wir hatten längst noch nicht alle eigene Autos. Wir nahmen das Auto unserer Eltern. Und hatten wir nicht doch ein furchtbar schlechtes Gewissen, wenn das Auto am nächsten Morgen nicht zu Hause war? Haben wir nicht von den Eltern Schimpf und Schelte bekommen? Haben wir da nicht öfters gehört: „Das nächste Mal bekommst du das Auto nicht mehr!“?

Ich habe mir überlegt, wie man das als Eltern wohl besser machen könnte. Welche Möglichkeiten gibt es, wenn es einfach nicht funktioniert, nichts zu trinken, und ich trotzdem will, dass mit dem Auto nicht gefahren wird, wenn getrunken wurde?

So habe ich mich mit meinen Kindern eines Abends anlässlich einer Familienfeier, bei der wir in gemütlicher Runde zusammensaßen, unterhalten. Und ich habe meinen Kindern ganz offen von meinen Sorgen erzählt, von meinen schlaflosen Nächten, und habe versucht, mit ihnen gemeinsam eine Lösung zu finden, wie wir das umgehen könnten. Wir haben gemeinsam festgestellt, dass es nicht ganz funktioniert, immer, wenn man ein Auto dabei hat, nichts zu trinken – wie bei uns früher ja auch nicht. Ich habe daraufhin meinen Kindern einen Vorschlag gemacht: „Wenn ihr was getrunken habt, lasst das Auto einfach stehen. Wenn ihr außerhalb von Schrobenhausen seid, könnt ihr mich die ganze Nacht anrufen, damit ich euch holen kann. Oder ihr übernachtet bei Freunden und fahrt dann nach Hause, wenn ihr wieder alkoholfrei seid. Innerhalb unserer Stadt Schrobenhausen haben wir vereinbart, dass die Kinder die kurze Entfernung auch zu Fuß gehen können.“

Wir haben das in die Tat umgesetzt. Der Erfolg war, dass die Autos des öfteren natürlich nicht da waren, von uns Eltern aber eben kein Vorwurf mehr an unsere Kinder kam. Vielmehr lobten wir sie, weil sie verantwortungsvoll gehandelt haben.

Unsere Kinder haben noch einen, meines Erachtens sehr bemerkenswerten Vorschlag gemacht: Sie haben uns Eltern gefragt, ob sie denn im Gegenzug Freundinnen und Freunde mit nach Hause nehmen dürften, um sie übernachten zu lassen, wenn diese nicht mehr fahrtüchtig wären. Wir haben diesem Vorschlag sofort zugestimmt, und so kann es mir schon

mal passieren, dass ich am frühen Morgen in unserem Haus einem jungen Menschen begegne, den ich zum ersten Mal in meinem Leben sehe. Und ich werde dann immer mit einem ja sehr freundlichen und manchmal auch etwas verlegenen „Guten Morgen, ich bin der XY“ begrüßt. Diese jungen Leute zeigen sich stets dankbar, dass sie übernachten dürfen und bedanken sich herzlich für unser Entgegenkommen.

Diese Vereinbarung mit unseren Kindern habe ich nun vor mehr als fünf Jahren getroffen. Die Erfahrung, die ich aus dieser Zeit gewonnen habe, ist Folgende: Den Kindern zu verbieten, wenn sie mit dem Auto fahren, Alkohol zu trinken, funktioniert nicht. Aber es funktioniert, ein Abkommen mit den Kindern zu treffen, dass sie, wenn sie was getrunken haben, nicht fahren.

Wir Eltern müssen aber dafür sorgen, dass unsere Kinder kein schlechtes Gewissen haben müssen, wenn sie das Auto irgendwo stehen lassen, oder auch kein schlechtes Gewissen zu haben brauchen, wenn sie nicht nach Hause kommen, weil sie bei Freunden übernachten.

Wir Eltern können nicht nur erwarten, dass für unsere Kinder gesorgt ist, sondern wir müssen auch für deren Freunde sorgen, dass auch sie, ohne ein schlechtes Gewissen haben zu müssen, bei uns übernachten können.

Unsere spezielle Vereinbarung ist übrigens aus der Sicht von uns Eltern nicht nur ein Geben, sondern zugleich auch ein Nehmen: Der Lohn für uns Eltern ist nämlich, dass wir seit dieser Zeit wieder ganz beruhigt schlafen können und ich meine Kinder sogar selten höre, wenn sie nach Hause kommen.

Checkliste

Sicher unterwegs? Frag' dich selbst ...

Bin ich jederzeit fahrtüchtig?

Fahre ich auch, wenn ich übermüdet bin?

Fahre ich bei Stress aggressiver?

Fahre ich gerne am Limit?

Gelten angezeigte Geschwindigkeitsgrenzen auch für mich?

Lass' ich mich leicht ablenken

... durch CD-Wechsler, Navi, Handy?

... durch Gespräche und Diskussionen mit meinen Mitfahrern?

Kann ich mich konzentrieren, wenn im Auto High Life herrscht?

Gehe ich nachts manchmal ein größeres Risiko ein als tagsüber?

Lege ich immer den Sicherheitsgurt an?

Achte ich darauf, dass meine Mitfahrer angeschnallt sind?

Kann ich NEIN sagen, wenn mir jemand Alkohol anbietet, obwohl ich noch fahren will?

Wie reagiere ich, wenn Freunde unter Alkohol fahren wollen?

Bin ich mutig genug, in meiner Clique als einzige, als einziger gegen Alkoholfahrten aufzustehen und nicht einzusteigen?

Kann ich mich durchsetzen, meinen betrunkenen Freund vom Fahren abzuhalten?

Wie reagiere ich, wenn mich auf der Straße ein anderes Auto bedrängt und provoziert, viel zu dicht auffährt?

Denke ich daran, dass auch Medikamenten und Drogen die Fahrtauglichkeit beeinträchtigen?

Checkliste

Wusstest Du ...

... dass die ersten zwei Jahre nach dem Erwerb des Führerscheins die unfallträchtigsten sind?

Antwort: Insgesamt gab es in Bayern im Jahr 2012 63.791 Verkehrsunfälle. 6.012 davon wurden von 18- bis 21-jährigen Fahrern oder Fahrerinnen verursacht, in zwei Drittel waren junge Männer dafür verantwortlich. In der nächst höheren Altersgruppe ist das ähnlich: Von den insgesamt 5.270 Unfallverursachern 2012 waren rund 63% männlich. Übrigens: Die meisten tödlichen Unfälle passieren nicht auf Autobahnen, sondern auf Landstraßen.

... dass bei Verkehrsunfällen meist die Beifahrer oder unbeteiligte Verkehrsteilnehmer verletzt oder getötet werden?

Antwort: Junge Erwachsene sind besonders gefährdet durch Verkehrsunfälle. Im Jahr 2012 kamen in Bayern 123 junge Menschen zwischen 18 und 25 Jahren durch Verkehrsunfälle ums Leben. 69.481 wurden verletzt, 11.794 von ihnen schwer. Jede, jeder von ihnen ist einer zu viel!

... dass du selbst für einen Unfall, an dem du gar nicht Schuld bist, eine Teilschuld bekommen kannst, wenn Du unter Alkoholeinfluss gefahren bist?

Antwort: Ab 0,3 Promille macht sich jeder im Falle eines Unfalls strafbar, wenn Alkohol die Unfallursache war. Und zu beweisen, dass Alkohol nicht die Ursache war, ist schwierig.

... wie viel Promille Alkohol du nach einer Maß Bier ungefähr im Blut hast?

Antwort: Um den späteren Promillewert abzuschätzen, muss man den Alkoholgehalt des Getränks kennen. Bei Bier sind das etwa 5%. Eine Maß enthält also etwa 40g reinen Alkohol. Mit diesem Wert kannst Du dich an die Rechnung machen, wenn du auch noch dein Körpergewicht kennst:

Für Männer: Getrunkener Alkohol in Gramm, geteilt durch Körpergewicht x 0,7

Für Frauen: Getrunkener Alkohol in Gramm, geteilt durch Körpergewicht x 0,6

... oder kürzer, als Beispiel:

ein 80 kg schwerer Mann hat nach einer Maß etwa 0,71 Promille Alkohol im Blut, eine 60 kg schwere Frau 1,1 Promille.

... dass es ungefähr eine Stunde dauert, bis der Körper 0,1 Promille Alkohol im Blut abgebaut hat?

Antwort:

Genauer: Bei Männern sinkt der Alkoholgehalt im Blut in einer Stunde um 0,15 Promille, bei Frauen um 0,13 Promille. Wann in ich also wieder nüchtern nach einer Maß Bier? Da heißt es wieder rechnen!

Für Männer: Promille Alkohol im Blut geteilt durch 0,15

Für Frauen: Promille Alkohol im Blut geteilt durch 0,13

... und in unserem Beispiel: Der Mann ist nach 5 Stunden wieder nüchtern, die Frau nach etwas mehr als 8 Stunden.

Ziemlich kompliziert, die Rechnerei? Finden wir auch. Deswegen: Autofahren immer mit null Promille. Da kann man sich das Rechnen sparen!

... dass durch frische Luft, eine kalte Dusche oder Kaffee den Alkohol nicht schneller abgebaut wird?

Antwort: Der größte Teil des Alkohols im Körper wird von der Leber abgebaut, nur ein sehr kleiner Teil wird über Haut und Lunge abgegeben. Die Abbaugeschwindigkeit ist durch nichts zu beschleunigen, weder durch Getränke, Tanzen, Schlafen oder Sport!

...dass man nicht schneller nüchtern wird, wenn man sich übergibt?

Antwort: Möglicherweise fühlt man sich danach zwar etwas besser, aber der Alkohol ist längst ins Blut gelangt.

... dass unterlassene Hilfeleistung und Behinderung der Einsatzkräfte bei Verkehrsunfällen strafbar ist?

Antwort: Eine Erste-Hilfe-Ausbildung machen wir alle für unseren Führerschein. Oft jedoch gerät das, was man im Kurs gelernt hat, schnell wieder in Vergessenheit. Das darf aber kein Grund sein, bei einem Unfall nicht zu helfen: Das Schlimmste ist, gar nichts zu tun!

Das Wissen zur Ersten Hilfe kann man auch online auffrischen, zum Beispiel ...

... beim Bayerischen Roten Kreuz unter www.brk.de (www.drk.de/angebote/erste-hilfe-und-rettung/erste-hilfe-online.html)

... bei der Johanniter Unfallhilfe unter www.johanniter.de (www.johanniter.de/index.php?id=121803&pk_campaign=Jugendarbeit&pk_kwd=Erste%20Hilfe&gclid=CISC4rONm7oCFVLJtAodahoAzQ)

... bei den Maltesern unter www.malteser-bayern.de (<http://www.malteser.de/erste-hilfe-und-pflege-kurse-buchen/erste-hilfe/erste-hilfe-grundlehrgang.html>)

... beim Arbeiter-Samariter-Bund unter www.asb.de/bayern (www.asb.de/erste-hilfe.html)

... dass es außer beim Autofahren noch andere Momente gibt, in denen Alkohol absolut tabu ist?

Antwort:

Punktnüchternheit ist das Stichwort! Kein Alkohol

... während der Arbeit

... bei der Einnahme von Medikamenten

... während der Schwangerschaft

....für Kinder und Jugendliche unter 16 Jahren

... und – wie gesagt – bei der Teilnahme am Straßenverkehr. Das gilt auch für's Radeln!